

Zeitschrift: Emanzipation : feministische Zeitschrift für kritische Frauen
Herausgeber: Emanzipation
Band: 18 (1992)
Heft: 1

Artikel: Das Psychiatriepflegepersonal der Heil- und Pflegeanstalt Friedmatt in Basel in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts : "wir waren wie eine Familie"
Autor: Braunschweig, Sabine
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-361319>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

**Das Psychiatriepflegeper-
sonal der Heil- und Pflege-
anstalt Friedmatt in Basel in
der ersten Hälfte des 20.
Jahrhunderts**

Pg 15458



“Wir waren wie eine Familie“

Während sich die Krankenpflege im 19. Jahrhundert zu einem bürgerlichen Frauenberuf entwickelte, der der “weiblichen Natur“ entsprach, war die Psychiatriepflege noch zu Beginn dieses Jahrhunderts ein blosser Gelderwerb für Männer und Frauen aus unteren Schichten. Erst mit der Entwicklung neuer Therapiemethoden auf medizinischem Gebiet setzte in den 1920er Jahren die Professionalisierung der Psychiatriepflege ein, die eine Annäherung an die Krankenpflege bewirkte. Dieser veränderten Arbeitssituation versuche ich anhand von Interviews mit ehemaligen langjährigen Psychiatrieschwestern und -pflegern nachzugehen. Dabei stehen Fragen nach der Berufsmotivation sowie nach Berufs- und Familienvorstellungen im Zentrum.



von Sabine Braunschweig

Bis heute habe ich etwa fünfzehn Interviews mit ehemaligen langjährigen Psychiatrieschwestern und -pflegern durchgeführt. Meine InterviewpartnerInnen waren zwischen 77 und 85 Jahre alt und im Zeitraum von 1924 bis 1946 in die Friedmatt eingetreten. Ihre Dienstzeit dauerte zwischen 15 und 39 Jahren. In den offenen Gesprächen konzentrierte ich mich auf Themen rund um ihre Arbeit, d.h. ich führte keine lebensgeschichtlichen Interviews. Fragen zu Herkunft, Schulbildung und der Zeit nach der Pensionierung kamen nur am Rande vor. Um ihre Berufs- und Familienvorstellung darzustellen, greife ich die Themen Motivation und Eigenwahrnehmung heraus und illustriere sie mit einigen Beispielen.⁽¹⁾

1. Für etliche Pflegerinnen und Pfleger wurde das Interesse für den Pflegeberuf schon in der Kindheit oder Jugendzeit geweckt, als sie ihre kranke Mutter pflegen mussten oder selbst lange krank, gar in Spitalbehandlung waren. Aus eigener Betroffenheit heraus wollten sie dann Krankenschwester oder Krankenpfleger werden. Weil sie sich die Ausbildung in der Krankenpflege, die ein hohes Lehrgeld verlangte, finanziell nicht leisten konnten, kamen sie über Umwege und eher zufällig in die Psychiatrie. Die wenigsten Frauen hatten die Möglichkeit gehabt, eine Lehre zu machen. Um zu Hause ihre Eltern finanziell zu entlasten, mussten sie früh selber verdienen. So wurden sie Dienst- oder Hausmädchen in verschiedenen Haushalten, oft war damit ein Welschlandaufenthalt verbunden. Ausbildungen standen den Frauen vor allem im Textilbereich offen. Eine Befragte ging beispielsweise als Herrenschneiderin in die Friedmatt, wo sie im Atelier der Schneiderei arbeitete, bis sie zum Pflegedienst geholt wurde. Eine andere Pflegerin war ursprünglich Näherin gewesen.

Sichere Stelle

Neben Motiven wie Hilfe und Dienst an den Kranken gab es auch Motive, die die Sicherheit des Arbeitsplatzes betrafen. Während der grossen Arbeitslosigkeit zu Beginn der 30er Jahre bewarben sich viele in der Friedmatt, weil sie eine sichere Stelle beim Staat mit relativ hohem Lohn und geregelter Pensionskasse suchten. Ein Pfleger, gelernter Grafiker, hatte sich in der Friedmatt und bei der Polizei gleichzeitig beworben. Eher zufällig war dann die Friedmatt die erste Institution, bei der seine Bewerbung Erfolg hatte. Als ich einen Pfleger fragte, ob

es ihn nicht abgeschreckt hätte, in eine psychiatrische Anstalt mit ihrem ambivalenten Ruf von "Spinnwindi" und Spital arbeiten zu gehen, erzählte er, dass er zuvor keine Ahnung gehabt hätte, was ihn dort erwartete. Den ersten Monat hätte er kaum durchgestanden, was sich in psychosomatischen Beschwerden ausgedrückt habe. Er fühlte sich schwach und hatte keinen Appetit. Als er aber den ersten Lohn erhalten hatte, bei dem ihm nach Abzug von Kost und Logis noch 217 Franken blieben, dachte er, er würde "Millionär" und entschied sich zu bleiben. Ähnlich erging es einer Pflegerin aus dem Toggenburg, die während des ersten Jahres Anpassungsschwierigkeiten an das Klima in Basel hatte. Offenbar waren für einige die sichere Arbeitsstelle und der Lohn Gründe genug, in dieser Anstalt zu arbeiten. Auf unterschiedlichen Wegen erfuhren sie von der Friedmatt. Für diejenigen, die in Basel wohnten, war die Friedmatt die nächstgelegene Pflegeanstalt. PflegerInnen aus anderen Regionen wurden durch Bekannte, Nachbarn oder ältere Geschwister auf die-



sen Arbeitsplatz aufmerksam gemacht. Oft wurden dabei gerade die guten Sozialleistungen in Basel angeführt. Eine Frau, damals Zimmermädchen in einem Hotel im Berner Oberland, wurde durch einen Hotelgast, einen Gewerkschafter aus Basel, auf die Friedmatt hingewiesen. Ein Jahr später fasste sie sich ein Herz – wie sie erzählte –, wagte sich zum ersten Mal in eine Telefonkabine und erkundigte sich bei ihm nach dieser Stelle, fuhr dann nach Basel, bewarb sich und musste noch gleichentags zum Stadtarzt zur obligatorischen Eintrittsuntersuchung. Bald darauf konnte sie eintreten. Im Kanton Aargau aufgewachsen, berichtete sie, wie sie schon als Kind die Idee hatte, einmal in Basel zu arbeiten. Es befriedigte sie nicht mehr, im Sommer im Hotel und im Winter in einer Bäckerei zu arbeiten, wo sie wenig verdiente. So scheint der Entschluss, in die Friedmatt zu wechseln,

ein Versuch gewesen zu sein, sich eine finanziell bessere Situation aufzubauen. Aus diesem Versuch wurde ein langjähriges Engagement im Pflegeberuf. "Ich bin die Bruef inegrutscht", wie es eine andere Pflegerin ausdrückte und wie es noch vielen ergangen war. 2. Was bedeutete diese Arbeit für die interviewten PflegerInnen? Die Psychiatriepflege war in den 30er Jahren ein "Beruf" geworden mit allen Merkmalen, die einen Beruf kennzeichnen: geregelte Arbeitszeit und Freizeit, fester Lohn, eigene Ausbildung mit Diplomabschluss, besondere Berufsbezeichnung, Berufsethik und Berufsbild. Die Funktion des Berufsverbandes übernahm hier vorwiegend der Verband des Personals öffentlicher Dienste (VPOD). In den Gesprächen treten die Psychiatrieschwestern und -pfleger mir gegenüber als Fachpersonen auf. Sie haben theoretische Kenntnisse über die damals gültigen Psychiatriekonzepte und wissen, wie sie bei den Therapien wie Schlaf-, Malaria- und Elektroschockkuren assistieren müssen und mit den Kranken umgehen sollen.

Guter Lohn

Nicht nur dieses Fachwissen sicherte ihnen eine Eigenständigkeit, auch der Lohn gab ihnen die gewünschte Unabhängigkeit. Er spielte in den Gesprächen immer wieder eine Rolle. Besonders die Pflegerinnen waren stolz darauf, über selbstverdientes Geld zu verfügen. So erzählte eine Pflegerin, dass ihre Mutter fast wehmütig feststellte, dass ihre Tochter mehr verdiene als sie, die in einer Fabrik eine gute Weberin gewesen sei. Eine andere Pflegerin nahm ihren Bruder bei sich auf und finanzierte anstelle des Vaters dessen Ausbildung. Eine weitere Pflegerin nahm ihren Neffen zu sich, der beide Eltern verloren hatte.

Bei den Pflegern spielte der Lohn vor allem deshalb eine Rolle, weil sie als zukünftige Familienväter für das Familieneinkommen zuständig waren und deswegen dem Druck, eine sichere Arbeitsstelle zu haben, ausgesetzt waren; gerade in der Krisenzeit der 30er Jahre war dies von grosser Bedeutung. So war für zwei Pfleger der erste Zahltag ausschlaggebend, dass sie blieben, obwohl ihnen die Arbeit zu Beginn gar nicht zusagte.

Zölibatsverpflichtung

Die Psychiatriepflege ist aber nicht nur ein Beruf, der durch obenerwähnte Kriterien charakterisiert ist. Er ist ein Pflegeberuf, der mit kranken Menschen zu tun hat. Im Rahmen der bürgerlichen Weiblichkeitsideologie gehören Tätigkeiten wie Pflegen, Umsorgen, Trösten zum Zuständigkeitsbereich der Frauen. Die Kompetenz auf diesem Gebiet öffnete ihnen den

Zugang zu den Pflegeberufen und anderen sozialen Tätigkeiten.

Die interviewten Frauen arbeiteten jahrzehntelang bis zur Pensionierung in der Friedmatt. Der Beruf gefiel ihnen. Viele sagten, dass sie ihn wieder ergreifen würden, wenn sie nochmals wählen könnten. Mit wenigen Ausnahmen blieben sie unverheiratet. Bis in die 40er Jahre bestand das Zölibat für Pflegerinnen. Darauf angesprochen, ob sie nicht bedauerten, keine eigene Familie zu haben, sagte eine Pflegerin, mit 34 hätte sie "eine Krise gehabt", besonders wenn sie irgendwo einen Säugling sah, aber heute würde sie sich zu ihrer Entscheidung gratulieren. Die Frage von Beruf und Familie stellte sich für die damaligen Pflegerinnen wegen der Zölibatsverpflichtung als Frage des Verzichts. Dass diese existentielle Entscheidung wohl gerade deshalb nicht einfach war, weil die Weiblichkeitsideologie des Mutterseins als einzige Erfüllung und höchstes Glück damals noch absolute Geltung hatte, zeigen verschiedene Äusserungen, in denen die Frauen ihre Arbeitswelt mit Begriffen aus dem Familienbereich beschreiben. Frau S.B. antwortete z.B. auf die Frage, ob sie schon lange gewusst hätte, dass sie Psychiatriseschwester werden wollte: "Ich glaube schon, als Kind sagte ich immer, ich wolle Verkäuferin werden, dann plötzlich -, schon durch meinen Onkel reizte mich das irgendwie, fand ich, das sei noch etwas Schönes, das wolle ich auch. Ich sagte immer, ich wolle nicht mit toter Materie arbeiten, ich wolle mit Leuten arbeiten. Und ich muss sagen, dieser Beruf hat mir die Familie ersetzt, man hat doch immer mit Leuten zu tun gehabt."

Später erzählt sie, dass es wenig weibliches Personal auf der Männerseite gegeben habe. "Die haben einen einfach so akzeptiert, man war quasi die Mutter von all denen. Das hat mir irgend-

wie gefallen, das hat mir zugesagt." Eine andere Pflegerin erzählt: "Eben mit der Zeit hatte man seine alten und langjährigen Patienten: Der einen sagte man Mami, der anderen sagte man Oma, das andere war das "Tänteli", dann haben sie sich irgendwie heimelig gefühlt."

Familienersatz auch für Männer

Interessant ist nun, dass auch Pfleger Begriffe aus dem Familienbereich beziehen, um Situationen oder Atmosphären in der Friedmatt zu beschreiben:

Herr K.K.: "Und ich schaute, dass es familiär ist – wissen Sie – auf der Abteilung. Da war es streng, da hatte jedes Angst, wenn der Oberpfleger kam. Ich musste einmal dem Oberpfleger sagen, ich bin ja nicht für Sie da, ich bin für die Patienten da." Auf die Frage, ob er mit Arbeitskollegen Probleme gut besprechen konnte, meint er: "Ja, ja. Das konnte man gut. Es hatte verschiedene Charaktere, einige wollten, andere nicht. Auf alle Fälle war es wichtig, dass man eine Familie war, im Grunde genommen, auch mit den Patienten."

Ein anderer Pfleger greift auf den Begriff der Familie zurück bei der Frage, ob er diesen Beruf wieder wählen würde: "Nein, ich ginge ins Spital. Also ich meine, den Pflegeberuf würde ich wieder machen. Ja, ich meine, man hat trotzdem schöne Zeiten gehabt und man hatte nicht so viele Leute wie heute, draussen, es war kleiner, man war wie eine Familie, das Personal früher."

Es fällt auf, dass die Familienvorstellungen der Pfleger und Pflegerinnen Unterschiedliches betonten. Eine Familie beinhaltet ja verschiedene Verwandtschaftsbeziehungen, nämlich die

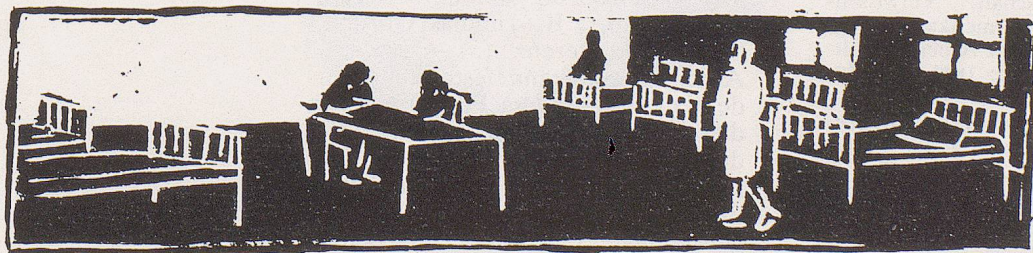
Eltern untereinander, die Geschwister untereinander und die Beziehung zwischen Eltern und Kindern.

Die Pfleger meinen mit Familie in erster Linie das Personal untereinander, betonen damit das geschwisterliche Verhältnis unter den Pflegern und den wenigen Pflegerinnen auf der Männerseite. Herr K.K. grenzt dieses ab gegen den Oberpfleger, der in seiner Aussage implizit die Vaterrolle übernimmt. Dabei wird das Verhältnis unter dem Personal keineswegs nur als harmonisch verstanden, sondern kann wie unter Geschwistern mit Konflikten verbunden sein. Familie meint eher, dass der Rahmen fest ist, dass man zur Familie gehört, ob man will oder nicht.

Familienvorstellungen der Frauen

Bei den Pflegerinnen ist eine andere Familienvorstellung präsent: Hier wird die Mutterrolle betont, die von den Schwestern gegenüber den Patienten und Patientinnen wahrgenommen wird, d.h. die PatientInnen sind ins Familienbild integriert. Die Schwester besitzt die Macht in der "Familie", es ist eine vaterlose Familie, die Pfleger werden nicht erwähnt, d.h. die Schwestern sind nicht "Anhängsel" von Pflegern.

Frauen sind es gewohnt, über den Zivilstand definiert zu werden. Deshalb erstaunt es nicht sehr, dass einige Frauen mir ungefragt sagten, dass der Beruf ihnen die Familie ersetzt habe oder dass sie mit dem Beruf verheiratet gewesen seien. Das zeigt einerseits, dass sie offenbar begründen mussten, warum sie nicht verheiratet waren. Und dieses Faktum legitimierten sie mit ihrer Arbeit, indem sie die Begrifflichkeit der Familie auf diese übertrugen. Es zeigt andererseits auch, dass sie im Gespräch mit mir als junger





Sabine Braunschweig, geboren 1961, befasste sich in ihrer Lizentiatsarbeit in Geschichte "Hüten – Warten – Pflegen" von 1988 mit den Arbeits- und Lebensbedingungen des Psychiatriepflegepersonals der Heil- und Pflegeanstalt Friedmatt von 1910 - 1930. Heute arbeitet sie als freischaffende Historikerin am Ausstellungsprojekt "600 Jahre Klein- und Grossbasel".

Der vorliegende Beitrag ist die gekürzte Fassung eines Vortrages, der an der 6. HistorikerInnentagung im November 1990 in Zürich gehalten wurde. Die übergeordnete Thematik lautete "Frauen in der Öffentlichkeit". Es ging darum, das Konzept der traditionellen Arbeitsteilung, bei der die Frau der privaten Sphäre und der Mann dem öffentlichen Bereich zugeteilt wird, neu zu diskutieren.

Anmerkungen

1. Alle folgenden Beispiele stammen aus Interviews, die von mir 1989/1990 geführt wurden. Kassetten und Transkripte sind in meinem Besitz.
2. Vgl. JAUN, Rudolf: Management und Arbeiterschaft. Verwissenschaftlichung, Amerikanisierung, Rationalisierung der Arbeitsverhältnisse in der Schweiz 1873-1959, Zürich 1986, S. 142-153.
3. Festschrift 50 Jahre Basler Strassenbahnen, hg. Direktion der Basler Strassenbahnen, 6.5.1945, S. 60.
4. Diese Information verdanke ich einem Interview, das Kuno Trüb geführt hat.
5. GORDON, Thomas: Familienkonferenz. Die Lösung von Konflikten von Eltern und Kind, München 1990.

Frau zeigen wollten, dass es andere Lebensmöglichkeiten gibt, als eine Familie zu haben.

In den Interviews zeigte sich zudem, dass die Vermischung von Familie und Arbeitsbereich gegenseitig vorkam, d.h. dass die Anstalt auch ins private Leben geholt wurde:

Es war nicht unüblich, dass PflegerInnen PatientInnen zu sich nach Hause nahmen. Ein Pfleger berichtete, dass er Patienten zum "Zvieri heimbrachte, wenn sie es nötig hatten". Ein anderer unternahm mit Patienten Velo- und Bergtouren. Eine Pflegerin wurde von einer aus der Anstalt ausgerissenen Patientin zu Hause besucht, der sie Geld gab, um bei der Bäckerei "Gipfeli" zu kaufen, dann tranken sie zusammen Kaffee und gingen anschliessend gemeinsam zur Anstalt zurück. Hier zeigt sich auch die emotionale Verbundenheit zwischen Pflegepersonal und PatientInnen. Dass sich die Beziehungen über die berufliche Arbeit hinaus vertieften, erklärt auch die Tatsache, dass sowohl PflegerInnen wie PatientInnen oft jahrzehntelang in der Anstalt waren und beinahe täglich miteinander zu tun hatten.

"Familie" als Motivierungshilfe

In den 30er und 40er Jahren wurde die Familie begrifflich an den Arbeitsort geholt. Dies war nicht nur in den Pflegeanstalten der Fall, es war ein betriebspsychologisches Konzept, Familienmodelle auf die Arbeitsgemeinschaft zu übertragen, um das Betriebsklima zu verbessern, die Arbeiterschaft für den Betrieb zu motivieren.⁽²⁾

Die ArbeiterInnen wurden zu MitarbeiterInnen. So sprach man zum Beispiel von der "Familie der Strassenbahner"⁽³⁾ in Basel. Durch eine Hauszeitung, eigene Kantine, betriebseigene Wohnungen und Einkaufsläden wurde dieses Familienmodell ausgebaut. Heute ist eine neue Entwicklung in Gang: Das Vokabular wird aus dem öffentlichen Bereich in die Familie integriert. So erzählte ein Mann, dessen Frau früh gestorben war, dass er mit seinen Söhnen ein "Team" gebildet habe, um den Haushalt zu erledigen.⁽⁴⁾ Hierhin gehören wohl auch die Institutionen der "Familiensitzung" oder des "Familienrats". Auch psychologische Bücher zu Familienthemen weisen auf die veränderte Begrifflichkeit hin, z.B. Thomas Gordon's "Familienkonferenz".⁽⁵⁾

Abschliessend kann festgestellt werden, dass besonders Pflegerinnen in diesem Beruf entgegengesetzte Bedürfnisse vereinbaren konnten: einerseits den Wunsch nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit, nach einem eigenständigen Leben und einer Aufgabe, andererseits das Bedürfnis nach Nähe, Schutz und Geborgenheit. Indem sie sich ihren Arbeitsort als fami-



lienähnliches Gebilde einrichteten, fanden sie Halt in einer Situation, die durch ihren öffentlichen Charakter für Frauen ungewohnt und potentiell bedrohlich sein konnte.

Zumindest für die Pflegeberufe scheint das Konzept der Geschlechterdualität und der Dichotomie von Privatheit und Öffentlichkeit unzulänglich, wie die gegenseitige Durchdringung von Familien- und Berufswelt gezeigt hat. Diese Vermischung beider Bereiche geschah sowohl in der Wahrnehmung des Pflegepersonals, in dem es die Arbeitsatmosphäre mit Begriffen aus dem Familienbereich beschrieb, wie auch in der Realität durch das anfängliche Internat und das Nach-Hause-nehmen von PatientInnen.